Zwei Freunde.

Vortrag,

gehalten am Todestage Lessings (15. Februar)

im

„Verein für jüdische Geschichte und Literatur“

zu

Leipzig

von

Dr. Moritz Brasch.

Leipzig.
Druck von Emil Weigert Nachf.



Zwei Freunde.

Vortrag,

gehalten am Todestage Lessings (15. Februar)

im

„Verein für jüdische Geschichte und Literatur“

zu

Leipzig

von

Dr. Moritz Brasch.

Leipzig.
Druck von Emil Weigert Nachf.



Den Mitgliedern

der

Vereine für jüdische Geschichte und Literatur

gewidmet

vom

Verfasser.



Hochgeehrte Versammlung!

Jede Erinnerung an einen grossen Mann soll für die Nachwelt ein festlicher Moment, eine Stunde der Weihe sein. Denn wir, als die Erben ihres Geistes, haben, so oft wir uns des innern Zusammenhangs unseres heutigen Lebens mit dem unserer Vorgänger bewusst werden, sie uns gewissermassen als gegenwärtig und uns umschwebend zu denken, unsere Gedanken und unsere Erinnerungen heiligend und verklärend. Unser heutiger Gedenktag aber gilt: Gotthold Ephraim Lessing. Was dieser grosse Namen für die Reform der deutschen Literatur und für die Erneuerung des gesammten innern Lebens des deutschen Volkes bedeutet, ist längst mit goldenen Lettern in den Annalen der Geschichte verzeichnet. Aber wir deutschen Juden haben noch eine ganz besondere Veranlassung, des Todestages Lessings zu gedenken. Bedeutet er ja doch für uns den Abschluss eines Lebens, welches für unsere geistige und sociale Entwickelung von ausserordentlicher Wirksamkeit gewesen ist, und zwar durch das Herzensbündniss, welches über ein Viertel Jahrhundert zwischen Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn bestanden hat. Nur der Tod vermochte dieser Freundschaft ein Ende zu setzen. Aber noch lange über den Tod beider Freunde hinaus übte dieses Herzensbündniss, wie wir sehen werden, für die Juden seinen culturfördernden Einfluss aus.

Die Erzählungen der Bibel, wie die Sagen des klassischen Alterthums, nicht minder die Geschichte der Völker, berichten uns von „Freundschaften“, welche bald unser Herz rühren und unsere Phantasie in Bewegung setzen, bald durch ihre menschliche Vorbildlichkeit unser sittliches Interesse erwecken. Wer vermag von dem Herzensbündniss eines David und Jonathan oder der griechischen Helden Achilles und Patroklos oder der edlen Jünglinge Orestes

und Pylades, Harmodius und Aristogeiton, oder solcher Gestalten der Dichtung, wie Prinz Carlos und Marquis Posa oder wie der beiden jungen deutschen Fürsten Conradin von Hohenstaufen und Friedrich von Baden ohne innere Bewegung zu lesen? Und nicht blos auf den Höhen des Lebens und in Sage und Poesie, sondern auch in den mittleren Schichten, wie in den Niederungen der Gesellschaft finden wir noch heute — trotz unserer vielfach sittlich verkommenen Zeit — erhebende Beispiele solcher hingebender und und selbstloser Herzensbündnisse. Nicht mehr ist, wie einst bei den Böotiern im alten Griechenland, die Männer- und Jünglingsfreundschaft, ähnlich wie die Ehe, ein von der Religion geheiligtes Institut. Und noch im Mittelalter galt der treue Freundschaftsbund, zumal wenn er in Form ritterlicher Waffenbrüderschaft auftrat, als ein Ausfluss und ein Zeichen hoher Tugend. Aber auch in unserer Zeit, wo das Individuum, im aufreibenden Kampfe ums Dasein, die zarteren Herzensbeziehungen von Mensch zu Mensch nur allzu sehr vernachlässigt und der Egoismus des Einzelnen nur durch die hingebende Thätigkeit an das Allgemeine, wie in der Politik, gemildert erscheint, wird die Freundschaft, wo sie, freilich in seltenen Fällen, noch in idealer Form auftritt, immer noch als eine sittlich-schöne Erscheinung unseres Seelenlebens gelten dürfen.

Es liegt etwas tief Geheimnissvolles in der echten selbstlosen Freundschaft zweier Männer. Nicht das Band materieller Interessen, nicht die Gleichheit von Temperamenten, Neigungen und sittlichen Lebensanschauungen, nicht der Höhengrad wissenschaftlicher oder künstlerischer Bildung ist es, was oft die Seelen zweier Männer für das ganze Leben aneinander knüpft. Dieses über den Tod hinausreichende Band ist unsichtbar und geheimnissvoll. Es ist z. B. trotz aller gelehrten ästhetischen Analysen heute noch nicht gelungen, das Geheimniss zu enthüllen, welches unsere beiden von Natur so verschieden gearteten Dichterheroen, den Realisten Goethe und den Idealisten Schiller zu einer für die Blüthe unserer klassischen Literatur so fruchtbaren Freundschaft verbunden hat. Die Gemeinsamkeit des poetischen Ideals, das sie beide zuletzt in der altgriechischen Schönheit fanden, vermag bei der völligen Verschiedenheit ihrer geistigen und sittlichen Individualitäten das Räthsel noch immer nicht genügend zu lösen.

Noch weit weniger Berührungspunkte zeigen die beiden Männer, die uns heute beschäftigen, der stolze, übermüthige und kampflustige Dränger und Stürmer, der Pastorssohn Lessing, eine revolutionäre Natur ohne Gleichen und der bescheiden-gedrückte und arme jüdische Buchhalter Moses Mendelssohn. Was suchten, was wollten diese beiden Menschen von einander, was fanden sie in einander? Lessing war der geschworene Freund und Schirmherr aller derer, welche die bestehende Staatsordnung jener Zeit engherzig und illiberal von der Theilnahme an ihren Gütern und Vortheilen ausschloss. Als er den kleinen verwachsenen „Schutzjuden“ zu sich heranzog, wurde aus dem Schützling bald ein ebenbürtiger Genosse. Lessings Scharfblick sah durch die unscheinbare Hülle hindurch auf den Grund einer reinen grossen Seele: edles Gestein funkelte ihm daraus entgegen. Um aber leuchtend in die Welt hinauszudringen und aller Augen anzuziehen und zu erfreuen, bedurften die kostbaren Stoffe nur einer schleifenden, kunstvoll einfassenden Hand. Diese Hand wollte Lessing seinem Freunde Moses sein. „Es ist wirklich ein Jude“, schreibt Lessing am 16. October 1754 an Professor Michaelis in Göttingen, „ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher ohne alle Anweisung in Sprachen, Mathematik, in der Weltweisheit und in der Poesie eine grosse Stärke erlangt hat; ich sehe ihn im Voraus als eine Ehre seiner Nation an.“ Lessings Prophetenblick hat sich glänzend bewährt. Mendelssohn ist wirklich die „Ehre seiner Nation“ geworden, und er ist es bis auf diesen Tag geblieben.

Verehrte Anwesende! Indem wir nunmehr dem Thema unseres Vortrages näher treten, erbitte ich mir Ihre Aufmerksamkeit zunächst für die Frage, was haben wir als die Frucht dieser Freundschaft zwischen Lessing und Mendelssohn anzusehen? Die Kürze der Zeit, die mir für diesen Vortrag zugestanden ist, gestattet mir nicht, in den literarischen Schöpfungen beider Männer alle diejenigen Ideen hervorzuheben, die sie ihrer gegenseitigen Anregung verdanken. Leider tritt dieser Gesichtspunkt in den ausgezeichneten Werken, welche wir über Lessing wie über Mendelssohn besitzen, noch viel zu wenig hervor. Nichtsdestoweniger hoffe ich auf Ihre Nachsicht, wenn ich mich heute nur auf einige wenige, aber wesentliche Punkte beschränke.

Es ist eine zutreffende Bemerkung eines namhaften neueren Psychologen, des Professors Lazarus („Leben der Seele“ Bd. II), dass der Austausch der Gedanken und Empfindungen zwischen Freunden mehr sich auf das bezieht, was jedem von ihnen fehlt, als was sie gemeinsam besitzen, d. h. sie ergänzen sich in dem, was jeder in sich als Mangel empfindet.

Wenn Lessing sich durch die kritische Schärfe und die leuchtende Klarheit des Verstandes seinem Freunde überlegen fühlte, so war dieser mehr in der Discussion methodisch geschult und in der Begriffszergliederung schärfer und eindringender, offenbar ein Resultat seiner früheren Talmudstudien. Was Mendelssohn aber in der ersten Zeit fehlte: das ausgedehnte, gründliche und encyklopädische Wissen, die Kenntniss der klassischen und modernen Literaturen und Sprachen, vor allem aber der geläuterte Sinn für künstlerische Schönheit, fand er beim Freunde in reichem Maasse. Aber was sie in sich suchten und fanden und was sie so innig mit einander verband, war mehr als alles dieses: das Verlangen nach reinem, edlem Menschenthum. Das Jahrhundert der Aufklärung und des Rationalismus suchte hinter allen politischen Staatsformen, wie in allen Literaturen und Künsten — aber auch unter der Hülle aller Dogmen und Confessionen das rein Menschliche und Sittliche, d. h. die Werthschätzung einer Confession nach dem versittlichenden Einfluss ihrer Lehren — eine Tendenz, die, wie wir heute wissen, zuweilen einseitig und, wo es auf die Würdigung des specifisch Historischen ankam, vielfach ungerecht wurde; aber diese Tendenz selbst war begründet in dem reformatorischen Geiste des 18. Jahrhunderts. Wir unterschätzen heute nur allzu sehr die innere Grösse dieses 18. Jahrhunderts. Wir sind freilich im Gebiete des Wissens und der Technik weit überlegen. Unsere Kenntniss der Natur und der Geschichte hat sich verzehnfacht gegenüber der Zeit, wo Lessing und Mendelssohn schrieben, unser Staats- und Gesellschaftsleben ist bewusster — aber auch complicirter geworden. Aber während jene Männer an ihre humanen Principien glaubten und sie als unbedingte Wahrheiten verkündeten, sind wir, der Fülle der historischen Thatsachen fast schon unterliegend, den Principien gegenüber skeptischer geworden. Unsere philosophische Entwickelung ist dem Jahrhundert der Aufklärung gegenüber mehr in die Tiefe gegangen. Wohl! Aber jene

Aufklärer wussten — innerhalb ihres engern Gesichtskreises — besser, was dem innern Menschen und seiner menschlichen Natur frommt. Jene Reformatoren des 18. Jahrhunderts hatten den frischen schönen Glauben an die sittliche und humane Fortentwickelungsfähigkeit der Menschheit; uns altklugen Söhnen des 19. Jahrhunderts ist dieser Glaube fast schon abhanden gekommen. Während wir nur noch an die Relativität des Werthes menschlichen Fortschritts glauben, war das Streben jener naiver und daher reformfreudiger. Die Zeitgenossen Lessings hatten — und dies gilt von allen Männern, die in Deutschland, Frankreich und England im Vordergrunde der Aufklärungsbewegung standen — die stolze Zuversicht, mit ihren Ideen die Zukunft zu beherrschen. So waren auch beide Freunde, Lessing und Mendelssohn, auf den Weg der Reform hingedrängt worden. Und hierin besteht die welthistorische Bedeutung beider Männer, eines Jeden in seinem Gebiete.

Hingedrängt? Wurden sie wirklich durch einen äussern Zwang in ihre Bahnen gewiesen? oder war ihr Thun nicht vielmehr ein Ergebniss ihrer innersten und heiligsten Ueberzeugung? Diese Frage muss, verehrte Zuhörer, fast wie eine Beleidigung des Andenkens jener Männer erscheinen, da, wie wir wissen, Lessing das Streben nach Wahrheit höher als den Besitz derselben schätzte und Mendelssohn die redliche Wahrheitsforschung für den Ausfluss einer wahrhaft religiösen Gesinnung hielt. — Anders freilich würde die Antwort lauten, wenn wir fragen, ob die Wirksamkeit beider Freunde als eine wahrhaft reformatorische für ihre und die nachfolgende Zeit gelten könne. Diese Frage müssen wir für Beide unbedingt bejahen, wenn wir auch das Wort „reformatorisch“ nicht in kirchlich-dogmatischem, sondern bei Lessing in literarisch-ästhetischem, bei Mendelssohn in socialem und culturellem Sinne zu fassen haben. Niemals hat ja Lessing, trotz seiner Kämpfe mit dem zelotischen Pastor Götze in Hamburg, die eigentlich dogmatischen Grundlehren des Christenthums, wie sie durch die Kirchenväter und die Concilien festgestellt worden sind, bekämpft. Ebensowenig hat Mendelssohn je die Sätze der jüdischen Offenbarungslehre, wie sie aus der Bibel und den talmudischen Quellen in den dreizehn Glaubensartikeln formulirt sind, angezweifelt oder die Verbindlichkeit des mosaischen Ceremonialgesetzes in Abrede gestellt. Für das

letztere beziehe ich mich auf seine Aussprüche in „Jerusalem“, sowie auf die Darstellungen angesehener jüdischer Theologen, wie Kayserling, Geiger, Goldschmidt u. A.

Aber trotzdem waren beide Freunde wahrhafte Reformatoren: Lessing für die Deutschen durch seine dramatischen Dichtungen und dramaturgischen Arbeiten nicht minder wie durch seine kunsthistorisch-archäologischen Abhandlungen; Mendelssohn für die damals noch sehr undeutschen Juden durch seine in klassischem Deutsch verfassten philosophischen Schriften, in denen er auf den damals herrschenden Systemen von Leibniz und Loke fusst und sich zu einem gemässigten Deismus bekennt, insbesondere aber durch seine vortreffliche Bibelübersetzung.

Diese Bibelübersetzung dürfen wir durchaus nicht unterschätzen. Die deutsche Bibelübersetzung Mendelssohns war für die Israeliten eine Culturthat ersten Ranges. Und die rabbinischen Dunkelmänner jener Zeit, welche dagegen eiferten, haben instinctiv sofort die weittragende Bedeutung dieser That erkannt. Allen Fanatikern auf jüdischer wie auf christlicher Seite war diese Bibelübersetzung ein Dorn im Auge. Denn damit war in die Mauer der gegenseitigen Abschliessung die erste Bresche gelegt. Man bedenke nur! Während sonst ein deutsches Buch nur verstohlen in ein jüdisches Haus gelangen konnte, fand allmählich nunmehr die deutsche Sprache an der Hand des altehrwürdigen hebräischen Textes Eingang in das jüdische Haus und in die jüdischen Schulen, und damit war der Weg geebnet, auf welchem deutsche Cultur durch die engen Gassen des Ghettos einströmen konnte. „Dieses ist“, schreibt Mendelssohn an seinen Freund Hennings, „der erste Schritt zur Cultur, von welcher meine Nation leider in einer solchen Entfernung gehalten wird, dass man an der Möglichkeit einer Verbesserung beinahe verzweifeln möchte. Ich hielt mich indessen für verbunden, das Wenige zu thun, was in meinem Vermögen steht und das Uebrige der Vorsehung zu überlassen, die sich zur Ausführung ihres Plans mehrenteils mehr Zeit nimmt, als wir übersehen können.“ So hat Mendelssohn dadurch, dass er die Juden in die deutsche Sprache, Literatur und Denkweise einführte, unter diesen einen völlig neuen Culturprozess angeregt, einen Culturprozess, der jetzt noch nicht, nach mehr als 150 Jahren, abgeschlossen erscheint.

Was die Mendelssohn'sche Schule dann nach seinem Tode in Bezug auf die ästhetische Reinigung und Reform des Gottesdienstes, betreffend die Gebete in deutscher Sprache, die deutsche Predigt und den Synagogen- und Chorgesang, gethan hat, kann hier nur angedeutet, nicht aber des Näheren ausgeführt werden.

Und andere Männer, welche im Geiste Mendelssohn's fortarbeiteten, waren es, welche die Einlösung der grossen Schuld des Jahrhunderts forderten und durchsetzten: die politische und staatsbürgerliche Emancipation der deutschen Juden, aber nicht mehr, wie einst die freigesinnten Publicisten des 18. Jahrhunderts, Dohm, Joseph von Sonnenfels und Mendelssohn selbst in seinem glänzend geschriebenen Werke „Jerusalem" noch verlangten, als eine Gnade der Fürsten, die dadurch nur ihren Staaten nützen würden, da sie aus Unfreien und Rechtlosen Staatsbürger machten, sondern als ein den jüdischen Unterthanen von Natur zukommendes Recht. Dieses, meine verehrten Zuhörer, ist der fundamentale Unterschied in der Stellung der Juden zum Staate im 18. Jahrhundert, unter der Herrschaft des aufgeklärten Despotismus und im 19., unter dem Einfluss staatsbürgerlichen Verfassungslebens. Und diese tiefgehende Differenz des politischen Geistes beider Jahrhunderte ist wesentlich herbeigeführt worden durch die welthistorischen Staatsumwälzungen von 1789, 1830, 1848, welche den europäischen Juden das ein Jahrtausend hindurch ihnen vorenthaltene Menschen- und Staatsbürgerrecht endlich gebracht haben.

Doch kehren wir zurück zu unserem Freundespaar! — Ich habe Ihnen oben schon angedeutet, wie der gegenseitige Einfluss und die gegenseitige Förderung derselben, sich wesentlich im Gebiete der Philosophie, Aesthetik und Literatur vollzog. Von jener kleinen Erstlingsschrift an, den „Philosophischen Gesprächen", die Lessing ohne Wissen des schüchternen Verfassers in Druck gab, bis hinauf zu den grossen und epochemachenden Werken des Berliner Weisen, hat Mendelssohn von allem, was er im Gebiete der Philosophie geschaffen hat, dem Freunde Rechenschaft gegeben und oft Grundidee, Plan und Durchführung mit ihm discutirt. An „Pope ein Metaphysiker" (1755) haben sie sogar zusammen gearbeitet. Auch die „Briefe über die Empfindungen" (1755), eine wesentlich im Gebiete der Aesthetik sich bewegende Arbeit, verdanken ihre Entstehung

den psychologischen und ästhetischen Studien, die Mendelssohn auf Veranlassung Lessings in der einschlägigen englischen Literatur gemacht hat. Mit der steigenden Berühmtheit des „Berliner Plato", wie seine Bewunderer ihn nannten, mehrte sich die Zahl seiner Freunde, und der ausgedehnte Briefwechsel, der mehrere Bände in Mendelssohns gesammelten Werken umfasst, zeigt die Fülle der persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen unseres Philosophen. Aber keine dieser Correspondenzen ist so interessant und gehaltvoll als die mit Lessing, die sich vom Jahre 1755 bis zu Lessings Tode, 1781, hinzieht. Das unstete Leben des Letzteren und die Nothwendigkeit, ja das Bedürfniss beider, sich von ihren mannigfaltigen Arbeiten Mittheilungen zu machen und Rath einzuholen, erklärt diese umfangreiche Correspondenz, von welcher der grösste Teil, die wichtigsten Briefe, Band 28 von Lessings Werken (Làchmann'sche Ausgabe) füllen.

Fragen Sie mich, meine verehrten Zuhörer, nach dem Inhalt dieser Briefe, so sind es nicht nur Probleme der Philosophie, sondern auch allerlei ästhetische und literarische Fragen, die hier fein und scharfsinnig discutirt werden. Es giebt auch wenige hervorragende Werke der Wissenschaft oder der zeitgenössischen Dichtung, worüber sich die Freunde ihr Urtheil nicht mittheilen. Dies weicht ja oft genug von einander ab; aber die achtungsvolle und doch herzliche Art, wie sie von einander Belehrung annehmen, zeigt, dass diese Freundschaft niemals eigentlich erkaltete. — „Wir führen Kriege, lieber Lessing", scherzt Mendelssohn, „die ohne Schaden für Sie, für mich sehr vortheilhaft sind." Aber dieses bescheidene Sichunterordnen duldet Lessing nicht. „Ich bitte Sie", schreibt er von Leipzig aus an den Berliner Freund, „Alles zu überdenken, zu prüfen und zu verbessern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, so ist es eben das, als ob ich selbst nochmals überdacht, geprüft und verbessert hätte. Ihre besseren Gedanken sind weiter nichts als meine zweiten Gedanken . . . . Sie sind mein Freund: ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren ferneren Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegensehen muss."

Vielfach machen den Inhalt dieses Briefwechsels auch Mittheilungen über persönliche und Familienangelegenheiten aus. Man

theilt sich häusliches Leid und Freude mit, und der herzliche Antheil, den die Freunde an diesen privaten Dingen nehmen, das hingebende innere Interesse des einen für den anderen, zeigen niemals eine Verringerung. Wenn wir aber hier einen Unterschied in der Art und im Tone der Briefe beider Freunde wahrnehmen, so ist es der, dass Mendelssohn das Bedürfniss nach dieser Correspondenz mehr empfindet als Lessing, der bei seiner ganzen unruhigen und unabhängigen Natur vielfach dem Freunde Antworten schuldig bleibt oder in seinen Antworten auf die gewünschten Punkte gar nicht eingeht, weil er sie wahrscheinlich schon vergessen hat. Im Uebrigen bleibt der Ton Lessings stets rücksichtsvoll, herzlich; hier ist nichts von seiner stolzen, übermüthigen, ja oft burschikosen Manier zu merken, die er oft in seiner Freundes-Correspondenz beobachtet.

Gewiss, meine verehrten Freunde! In diesem Herzensbunde war nichts Erheucheltes und Gemachtes. Und wenn, zumal bei Mendelssohn, der Ausdruck seiner Empfindung für den Freund oft etwas Enthusiastisches zeigt, so werden wir uns dies aus dem Gefühle der Dankbarkeit, die ihn Lessing gegenüber sein ganzes Leben hindurch erfüllte, wohl erklären können. Mendelssohn hatte auf Veranlassung Lessings die damals grosses Aufsehen erregende Schrift Rousseau's „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“ ins Deutsche übertragen. Aber der Uebersetzer selbst war mit dem Grundgedanken in der Abhandlung des Genfer Philosophen durchaus nicht einverstanden. Seine Zweifel und Bedenken stellte er in einem kritischen Anhang zusammen, den er als „Sendschreiben an Herrn Magister Lessing in Leipzig“ seiner Uebersetzung hinzufügte. In diesem Sendschreiben apostrophirt er den abwesenden Freund in folgender Weise: „Habe ich Deiner vergessen, göttliche Freundschaft! süsse Erquickung der Geister, ohne welche uns Natur und Kunst mit allen ihren Herrlichkeiten in der äussersten Nothdurft schmachten lassen? Verzeihen Sie, bester Freund, meine Unachtsamkeit! Welch' ein Unglück, wenn Sie hieraus die Folge zögen, dass ich der Freundschaft abgestorben sei! Jedoch Sie können dieses nicht. Mein empfindliches Herz ist Ihnen allzu sehr bekannt, und Sie wissen, wie weit es dem Gefühle der Freundschaft offen steht. Sie haben allzu oft nicht ohne Vergnügen bemerkt, wie viel Macht ein freundschaftlicher Blick von Ihnen auf mein Gemüth

gehabt hat, wie er vermögend gewesen ist, allen Gram aus meiner Brust zu verbannen und mein Gesicht plötzlich mit fröhlichen Mienen zu beziehen. Sollte Ihre kurze Abwesenheit mein Herz in einen Stein verwandelt haben? Nein, theuerster Lessing! eben die allmächtige Kraft der Freundschaft hat mich in Verwirrung gesetzt!“ . . . . .

Die kritische Mitarbeiterschaft beider Freunde an den literarischen Zeitschriften, wie der Berliner „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, und an den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“, gab ihnen oft genug Anlass, sich auf die Gleichheit ihres ästhetischen Geschmacks zu entdecken. Aber in vielen Fällen, besonders in den rein literarischen Fragen, ordnet sich Mendelssohn gern dem überlegenern Freunde unter, wogegen Lessing in den Problemen des philosophischen Denkens oft ohne Zögern dem systematischern und methodischern Verfahren seines „Moses“ den Vorzug einräumt. Und als der philosophische Ruhm Mendelssohns mit jedem neuen Werke („Ueber die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften“, 1763; „Phädon“, 1768; den „Jerusalem“ und die „Morgenstunden“ hat Lessing nicht mehr erlebt) immer höher steigt, wie rückhaltlos ist die Anerkennung Lessings, wie innig seine Freude, dass seines „Moses“ Name nun auch schon ausserhalb Deutschlands genannt werde! Aber wie sehr dann auch Lessing die philosophische Ueberlegenheit des Freundes anerkannte, ersehen wir z. B. aus einem Briefe vom 5. November 1768, wo Lessing von Hamburg aus plötzlich dem Berliner Freunde (nachdem die Correspondenz lange gestockt hatte) wie erschreckt schreibt, er hätte von Professor Eberhard gehört, er (Mendelssohn) wäre mit seiner (Lessings) Erklärung des Aristotelischen Schreckens (φόβος) in der „Dramaturgie“ nicht zufrieden, und er bitte ihn inständigst um nähere Erläuterungen. — Später freilich scheint doch eine Art von Erkaltung in den Beziehungen beider Freunde eingetreten zu sein, nachdem Lessing, trotz Mendelssohns Abrathen, die „Wolfenbütteler Fragmente“ herausgegeben hatte. Mendelssohn hatte sie vorher gelesen und ihn gewarnt, da von einer Veröffentlichung derselben „weder für die Religion, noch für ihn (Lessing) Nutzen daraus erwachsen würde.“ Auch Lessings „Falk, Gespräche über Freimaurerei“, die dieser ihm mit einem sehr herzlichen Schreiben übersandt hatte, liess ihn kühl. Mendelssohn anerkannte den mora-

lischen Deismus in der Lessing'schen Schrift, ohne doch alle weiteren Consequenzen zu billigen (vgl. Brief vom 11. Nov. 1777).

Verehrte Versammlung! Wie Ihnen bekannt sein dürfte, waren Mendelssohn bei allem Glanze seines literarischen Ruhmes auch allerlei Bitterkeiten und Bekümmernisse nicht erspart. Zeloten und Proselytenmacher aller Art, die mit der „Freundschaft“ des berühmten philosophischen Schriftstellers prahlten, wussten erst in versteckter Weise, dann ganz offen, ihm das Ansinnen zu insinuiren, entweder offen das Christenthum zu bekämpfen oder dessen Wahrheit anzuerkennen und dieser Ueberzeugung auch durch die That Ausdruck zu geben. Unser Philosoph lehnte das eine wie das andere ab, und die Antwort, die er Lavater, Bonnet u. A. gab, war des grossen Weisen würdig. „Lassen Sie die Wahrheiten“, heisst es in dem Briefe Mendelssohns an Lavater vom 10. Febr. 1770, „die wir gemeinschaftlich erkennen, erst ausgebreitet genug sein, alsdann wollen wir den Streit über die Punkte, die uns trennen, mit desto grösserem Eifer fortsetzen.“ Die Sache schien beigelegt, und am 9. März schreibt ihm Mendelssohn: „Kommen Sie, wir wollen uns in Gedanken umarmen! Sie sind ein christlicher Prediger, ich ein Jude! Was thut dieses? Wenn wir dem Schafe und Seidenwurm wiedergeben, was sie uns geliehen haben, so sind wir beide Menschen.“ . . . .

Lessing, der damals in Wolfenbüttel war, konnte seinen Zorn über diese ganze Affaire kaum unterdrücken. Er mahnte daher den Berliner Freund, jenen zudringlichen Proselytenmachern mit äusserster Schärfe heimzuleuchten. Aber dies war nun nicht Sache des friedlichen und jeder öffentlichen Polemik ausweichenden Mendelssohn. Indess eine Genugthuung sollte dem Freunde doch zu Theil werden und zwar durch Lessing selbst und in einer Weise, die würdig der beiden Freunde war: er schuf seinen „Nathan“, das hohe Lied der religiösen Toleranz und der Menschenliebe. Dem Träger seiner herrlichen dramatischen Dichtung, welche zu dem Besten gehört, was die klassische Nationalliteratur Deutschlands erzeugt hat, hat er die Züge des Berliner Freundes gegeben: so bewegte sich und so sprach Mendelssohn; so belehrte und so widerlegte er; diese Worte, diese Gleichnisse gebrauchte er; dieselbe feine Ironie, dieselbe geistige Ueberlegenheit, dabei aber dieselbe Milde und Schonung: alles Züge

Moses Mendelssohns. Niemals, meine verehrten Zuhörer, hat ein Freund dem Freunde ein würdigeres und unvergänglicheres Denkmal gesetzt.

In den letzten Jahren stockte der Briefwechsel zwischen den Freunden. Der Tod der geliebten Frau und die steigende Verbitterung über die von allen Seiten auf ihn eindringenden polemischen Angriffe machten Lessing, den sonst so Offenen, den Berliner Freunden gegenüber verschlossen, wortkarg und wenig mittheilsam. „Seit einigen Jahren", erzählt Mendelssohn, „haben weder ich noch unser beiderseitiger Freund Nicolai Schreiben von ihm erhalten, und er war uns einige Antworten schuldig. Dieses befremdete mich nun zwar nicht; denn er war, wie seinen Freunden bekannt, nie der rüstigste Briefschreiber, auch eben im Beantworten nicht pünktlich, wenn es bloss um Freundschaftsversicherungen ohne weiteren Inhalt zu thun war. Indessen öffnete ich doch desto begieriger das Briefchen, das mir wenige Wochen vor seinem Tode ein Unbekannter überreichte. Nun hatte sich Lessing, so lange ich ihn kannte, in so verschiedenen äusseren Umständen und Lagen, nie über den Undank seiner Zeitgenossen beschwert, nie beklagt, dass ihm nicht Gerechtigkeit widerführe, dass seine Verdienste nicht belohnt würden, und dergleichen Beschwerden, die so mancher mit weit geringerem Verdienste von sich hören lässt. Die Worte „Ich" und „Mein" war ich gewöhnt, aus seinem Munde so selten als möglich zu vernehmen. Auch waren seine Briefe allezeit lebhaft, gedankenreich und von gediegenem Inhalt. Alle Arten von Laune war ich an ihm gewöhnt, nur nicht Niedergeschlagenheit oder Missmuth. Er war allezeit der tröstende, nie der trostsuchende Freund. Und nun, ich kann die widrige Empfindung nicht beschreiben, die ich hatte, als mir folgende Zeilen einen ganz anderen Mann zu erkennen gaben, einen gebeugten, abgehärmten, endlich unterliegenden Kämpfer, einen gleichsam müde gejagten, verschmachtenden Hirsch, der endlich hinsinkt und sein edles Geweih muthlos in den Staub legt." In diesem letzten Lessingschen Brief (vom 19. Dec. 1780, Band 28 von Lessings Werken) heisst es: „Dass Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage

noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals noch ein gesundes schlankes Bäumchen und bin jetzt so ein fauler knorriger Stamm! Ach, lieber Freund! Diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen."

Dieses war den beiden Freunden nicht mehr vergönnt. Bald aber erhielt Mendelssohn die Nachricht von dem am 15. Februar 1781 erfolgten Tode Lessings. Die Gemüthserschütterung, die ihn ergriff, war unbeschreiblich. Aber er erlangte die Kraft über sich und schloss seinen Schmerz in sich wie ein nicht zu entweihendes Heiligthum, das er vor der Welt bewahren müsse. Erst nach mehreren Tagen war Mendelssohn im Stande, an den Bruder des Verstorbenen, Carl Lessing, jenen Brief zu schreiben, der uns wie der ruhige Nachruf eines echten Weisen berührt, aus welchem alle Schmerzenstöne verbannt sind, durch welche das hehre Bild des Freundes getrübt werden könnte: „Nicht ein Wort", schreibt Mendelssohn, „von unserm Verluste, von der grossen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, welchen wir verloren, ist mir zu heilig, um es jetzt durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, dass sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die ich vorhatte, bei jeder Zeile, welche ich schreiben sollte, und bei jedem Schritt von Wichtigkeit mir als Freund und Richter vorstellte. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, dass ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, dass ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange . . . Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen. Denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, dass ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit

hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, dass sie Almosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiss an und liess verdienen, was er gab. Alles wohl überlegt, mein Bester, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit gestorben; nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Copernicus: Er machte sein neues Weltsystem bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: „er schrieb „Nathan den Weisen“ und starb.“ Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht, und dieses that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand.“

Wie sehr Mendelssohn sich nunmehr vereinsamt fühlte, ersehen wir aus dem Briefwechsel desselben. Von überall her liefen an ihn Trostschreiben ein, u. A. von Herder, der ihm gewissermassen als Ersatz seine eigene Freundschaft anträgt.

Freilich waren alle diese gutgemeinten Bemühungen dahin gerichtet, ihn zu trösten. So Seitens eines gemeinsamen Freundes, des Geh. Legationsraths von Hennings. Diesem antwortet Mendelssohn: „Die Welt kennt Lessings schriftstellerischen Werth, Wenige aber nur kennen seinen freundschaftlichen Werth; ja, ich finde, dass sein moralischer Werth von Vielen sogar misskannt wird. So viel scheint mir ausser Zweifel zu sein: wenn irgend ein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wusste er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwohl ist ihm meines Wissens nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgesagter Feind aller äussern Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in echter Theilnahme, aufrichtiger Dienstbeflissenheit, in der äussersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit, einem Jeden mit seinem Geistesreichthum so zuvorzukommen, dass man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man war. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der die

Wahrheit allein gefunden zu haben sich einbildete, war er liebreich und bescheiden gegen Jeden, der Wahrheit aufrichtig suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrath zu dienen.“

Aber Trost fand unser bereits alternder Philosoph eigentlich nur noch in der Wissenschaft. Dieser letzteren Periode seines Lebens gehören daher seine beiden letzten grossen Werke an: „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum“, 1781, und „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes“ (1784): jenes eine rechts- und staatsphilosophische Arbeit ersten Ranges und von dauerndem Werthe, dieses eine zusammenfassende Darstellung seiner theistischen Weltanschauung, gewissermassen sein metaphysisches und religionsphilosophisches Testament. Im 15. Capitel der „Morgenstunden“ entwickelt Mendelssohn auch das Verhältniss Lessings zur Vernunftreligion und zum „geläuterten“ Spinozismus. Hieran anknüpfend, entspann sich bald zwischen Mendelssohn und Friedrich Heinrich Jacobi, durch Vermittelung der Freundin beider Philosophen, Elise Reimarus, eine in freundschaftlichem Ton gehaltene Correspondenz. Ohne Wissen Mendelssohns aber veröffentlichte nun Jacobi diese Correspondenz unter dem Titel: „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn“ (1786), worin er den Beweis zu liefern sich bemüht, dass Lessing Spinozist gewesen sei. Mendelssohn war über diese indiskrete Publication eines vertraulich geführten Briefwechsels in hohem Grade erbittert. Er sah vor allem darin eine Entweihung des Andenkens seines unvergesslichen Freundes. Obgleich damals schon stark leidend, schrieb Mendelssohn doch eine in scharfem Tone gehaltene Erwiderung gegen Jacobi: „An die Freunde Lessings“ (1786), worin er nicht nur das ganze Verfahren Jacobis brandmarkte, sondern noch einmal den verstorbenen Freund gegen den Verdacht des Spinozismus und Atheismus, die damals irrthümlich als gleich und gleichwerthig galten, in Schutz zu nehmen suchte. In fiebernder Aufregung hatte der schon seit einiger Zeit kranke Mann die Abhandlung niedergeschrieben. Am 31. December trug er, von körperlichem und seelischem Leiden gebeugt, das Manuscript zum Verleger. Eine Erkältung, die er sich auf diesem Gange zugezogen, führte eine Lungenentzündung herbei, der er nach einigen Tagen, am Morgen des 4. Januar 1786, erlag. — So hatte

Mendelssohn in dem Vertheidigungskampfe für den dahingegangenen Freund sein eigenes Leben hingegeben.

Verehrte Versammlung! Ein Jahrhundert und zwölf Jahre sind verflossen, seitdem die beiden Freunde für immer die Augen geschlossen haben. Aber das Erinnerungsbild ihres Herzensbundes, der so mächtige Wirkungen für die geistige und seelische Cultur ihres Zeitalters ausgeübt hat, ist nicht verschwunden. Wir deutsche Juden zumal haben nur zu sehr Veranlassung, uns dieser unserer beiden grossen geistigen Wohlthäter zu erinnern. Wenn wir in den Bedrängnissen einer rohen, hasserfüllten und irregeleiteten Zeit, wie die jetzige, uns durch die hohen Worte Recht und Humanität schützen, wem anders verdanken wir Israeliten das innere Verständniss und den rechten Sinn dieser Worte als diesem edlen Freundespaar? Und so wird ihr Andenken fortleben in den künftigen Jahrhunderten, nicht nur so lange humane Cultur und Gesittung unser Leben schmückt, sondern auch so lange es auf dem Erdenrund Juden geben wird, die sich ihrer einstigen sittlichen Erwecker und socialen Vorkämpfer dankbar erinnern werden.



